ALEXANDER SOMEK

KONRAD PAUL LIESSMANN IN LECH
Eine unzeitgemäße Betrachtung

Im Jahre 2022 nahm ich zum ersten Mal am «Philosophicum Lech» teil. Ehrlich gesagt wäre ich nicht auf die Idee gekommen, dorthin zu fahren, hätte mich nicht eine Vortragseinladung erreicht. Im internationalen Wissenschaftsbetrieb ist der September ohnedies mit Symposien und «Workshops» gepflastert. Da bleibt keine Zeit dafür, als Zaungast den ureigensten Interessen zu frönen. Dennoch freute ich mich über diese Einladung besonders, war mir doch bewusst, dass zu den ehemaligen Vortragenden einige vormalige und aktuelle Wortführer des österreichischen Kulturlebens zählten. Ich fühlte mich also geehrt. Vor allem aber war ich neugierig darauf, meinem Kollegen Konrad Paul Liessmann wieder zu begegnen, mit dem ich, abgesehen von einer langweilen Zusammenarbeit zur Planung des universitären Ethikunterrichts, schon länger bei keiner gemeinsamen Unternehmung dabei war.

Seit meiner Rückkehr aus den USA im Jahr 2015 waren meine fachlichen Begegnungen mit ihm einseitig auf das Lesen, Zuhören oder Zusehen beschränkt; zuletzt bei einer Veranstaltung in der Wiener Staatsoper, bei der es um den Geniebegriff ging, den er sogleich unter Rekurs auf Kant zu explizieren begann und damit so verfuhr, wie auch ich es gemacht hätte. Die spontane Übereinstimmung freute mich.

Natürlich vermochte es Liessmann, den Gedanken eindringlich und dramatisch zu entfalten. Das ist eine besondere Gabe. Sie war mir schon bekannt gewesen. Vor meiner Übersiedlung in die USA war ich lange Jahre an den Diskussionen in der Ethik Arbeitsgemeinschaft des Instituts für Philosophie beteiligt. Ab und zu stieß Liessmann dazu, der damals noch nicht die öffentliche Person war,

die er heute ist. Eine Sitzung ist mir lebhaft in Erinnerung geblieben, in der es zwischen uns hart herging. Die Frage war, ob es zulässig sei, von Rechten zu sprechen, wenn diese nicht durch Zwang bewehrt seien, was er – unter Hinweis auf Lafarges «Recht auf Faulheit» – bejahte, ich hingegen, insofern braver Jurist, verneinte. Die Diskussion verwandelte sich in ein wundervolles Gerangel zwischen uns beiden, und vielleicht verhält es sich in der Tat so, dass man das Ringen um die Wahrheit im Gespräch dann stressfrei genießen kann, wenn man schon in der Jugend in den Unterrichtspausen gerne gerauft hat.

Aufgrund der Zusammenarbeit in der Arbeitsgemeinschaft kenne ich Liessmann gewiss schon seit rund 30 Jahren. Schon bevor ich also nach Lech fuhr, war mir bewusst, dass er ein ausnehmend begabter Mensch ist, der viel dazu beigetragen hat, das öffentliche Ansehen der Philosophie zu stärken. Bei der Anreise dachte ich mir insgeheim, dass Lech sein Sils Maria sei – also gleich jenem Ort im Engadin, an dem der von ihm verehrte Nietzsche die Sommer verbrachte: ein Platz des Rückzugs, wo das Denken dank guter, kühler Luft sich erfrischt und Inspiration schöpfen kann.

Doch ich hatte Liessmann falsch einschätzt. Lech ist sein Bayreuth und er ist in Lech Richard Wagner. Denn auch wenn es ein Programm mit Vortragenden gibt, erkennt man als Teilnehmer sofort, dass sein Esprit, seine Bildung und seine Improvisationsfähigkeit im Zentrum stehen.

Demonstriert wird das gleich zu Beginn der Veranstaltung. Köhlmeier und er betreten die Bühne. Köhlmeier wirft ihm eine Geschichte zu – eine Sage, eine Begebenheit aus der Bibel – und Liessmann entwickelt dazu spontan eine Interpretation. «Der Denker auf der Bühne» – Liessmann verkörpert vollständig, was einem frühen Buch von Sloterdijk den Titel gab. Der Reiz des Vorgehens liegt nicht nur in der beinahe unverschämten Demonstration von Selbstvertrauen, sondern in der verblüffenden Weise, wie der Denkdarsteller mit jedem Gedanken,

den er artikuliert, sich dazu anspornt, einen nächsten, womöglich noch originelleren zu entwickeln. So schreitet die lautstark artikulierte Rede vom relativ Banalen zum Subtilen fort, vom Erwartbaren zum Überraschenden. Diese performative Fähigkeit habe ich bei keinem anderen Denker in dieser Form erlebt. Zwar gibt es Fälle, in denen sich Leute beim Sprechen erst gleichsam richtig warmdenken (Axel Honneth gehört zweifelsfrei dazu), doch Liessmanns gedankliche Vorführungen gleichen musikalischen Improvisationen, die sich unentwegt steigern und bei denen man gebannt auf die nächste Wendung – eine Pause, ein Decrescendo, eine Dissonanz, ein Interludium – wartet.

Nach dem gemeinsamen Auftritt mit dem literarischen Freund folgte tags darauf eine Art Eröffnungsrede zum letztjährigen Generalthema «der Hass». Der Beginn seines Vortrags ließ mich für einen Moment an ihm zweifeln, zumal er einer Autorin, die meines Erachtens das seichteste Buch zum Thema geschrieben hatte, darin beizupflichten schien, dass wir den Hass bloß ablehnen könnten. Doch sogleich wurde klar, dass es ihm mit dieser ostentativ höflichen Geste bloß darum ging, uns Zuhörende bei den Vorverständnissen abzuholen, mit denen wir zur Tagung gekommen waren, um diese sogleich durch geschicktes Nachfragen zu erschüttern. Wir lehnten den Hass ab, gewiss, aber es sei doch immer der Hass der anderen, den wir zurückweisen, während wir den Hass, den wir selbst verspürten, vor uns verbergen, indem wir ihn als berechtigte Empörung deuten. Wir seien nicht unbedingt und ohne Weiteres gegen den Hass, denn er habe auch nicht zu unterschätzende positive Seiten. Wer hasse, sei bereit zu kämpfen und jedenfalls zuzuschlagen, wenn ein günstiger Moment gekommen sei, den Gehassten aus dem Weg zu räumen. Ein paar Tage nach dem Philosophicum erinnerte ich mich an diese Ausführungen, als ich darüber las, dass junge Russen nun gegen die Zwangsrekrutierung zum Heer demonstrierten und damit ihre Freiheit und ihr Leben aufs Spiel setzten. Vielleicht war es ihr Hass auf Putin, der das ermöglichte? Aber das wäre doch guter Hass, der nie der Hass der anderen ist?

Der Vortrag erschütterte unser Vorwissen und entließ die Zuhörenden innerhalb weniger Minuten und in bester frühplatonischer Manier in einem Feld von Aporien. Es war glanzvoll. Kleinere Auftritte folgten. Denn präsent war Liessmann auch vielfach als Diskussionsleiter, der nicht nur harte Fragen stellte, sondern seine schon eingangs demonstrierte Improvisationsfähigkeit unter Beweis stellte. Ich weiß nicht, ob es nur mir so erging, aber eigentlich habe ich in jeder Diskussion darauf gewartet, ob er einen Kommentar abgeben würde.

Aus der Erfahrung dieser denkwürdigen Tage in Lech kann ich wenigstens folgende Lehren ziehen:

Erstens muss man kein neues Paradigma einführen und kein System entwickeln, um ein großer Philosoph zu sein. Lange habe ich in dem Bewusstsein gelebt, man müsse, um als Denker respektabel zu sein, seinen eigenen Ansatz entwickeln (worum ich mich in der Tat auch bemüht habe). Unter den Zeitgenossen ist daher Habermas mit seiner Theorie des kommunikativen Handelns für mich die Verkörperung einer der letzten genuinen Denker gewesen. Unterdessen weiß ich, dass diese Perspektive zu eng ist. Auch mit punktuellen Interventionen – etwa zu Nietzsche, zu Fragen der Ästhetik oder dem Schicksal der Bildung – kann man Bedeutendes schaffen. Die geistige Energie muss sich nicht im System bündeln, sie kann sich auch glitzernd in Aperçus und geistreich komponierten Gelegenheitstexten manifestieren. Liessmann ist, was das Letztere betrifft, jemand, der sich beim Schreiben selbst überholt. Verblüfft hat mich dies zuletzt, als im Zuge der Diskussion meines Vortrags die Sprache auf die Moralisierung der Kunst kam und ich am nächsten Tag in der Wiener Zeitung eine Intervention von ihm zu diesem Thema las. So schnell bin ich nicht, vor allem dann nicht, wenn ich nach dem Vortrag sieben Stunden mit dem Auto von Lech nach Wien zurückfahren muss.

Zweitens schadet es der Philosophie nicht, wenn sie populär ist. Gewiss ist ihr esoterischer Grundzug etwas, das uns zur Philosophie hinzieht. Sie ist nicht für jeden, und für den, für den sie etwas ist, ist das philosophisch gebildete Sprechen ein Signum der intellektuellen Überlegenheit. Das philosophische Besserwissen manifestiert sich nicht zuletzt in ihrer Unverständlichkeit für den gemeinen Menschenverstand. Deswegen ist es im deutschen Kulturkreis bis heute Usus, sich die Auszeichnung des Eingeweiht-Seins zu erarbeiten, indem man zunächst unverständliche Texte entschlüsselt oder umgekehrt, was freilich leichter fällt, deren hermetische Anmutung kopiert. Wir Deutsche («Wir»?) verstehen Philosophie daher zu oft als Anstrengung, die Tradition zu verstehen und vergessen vor lauter Ehrerbieten für die toten Großdenker und angesichts der Konkurrenz um die «richtige» Interpretation ihrer Werke darauf, unsere eigene Zeit in Gedanken zu fassen. In meinem Bereich, der Philosophie des Rechts, leiden philosophische Beiträge oft an dem Mangel, an den Institutionen der einer global verflochtenen Welt vorbeizureden, weil diese in den Werken von Locke, Kant oder Hegel eben noch nicht vorgekommen sind. Der anglo-amerikanischen, zumeist «analytisch» verfahrenden, Philosophie ergeht es nicht besser. Sie setzt auf kleinteilige Subtilität und ignoriert sowohl die philosophische Tradition als auch die reale Geschichte. Ihr gedanklicher Impetus wird erstickt von den pedantischen Verbesserungsaufträgen, durch die sich der qualvolle Prozess des Veröffentlichens in «peer reviewed journals» auszeichnet. Die Philosophie, die, wie in Lech vor- und aufgeführt, den Kontakt mit der breiten Öffentlichkeit nicht scheut, vermeidet beide Pfade in die Irrelevanz. Sie ist bestrebt, die Analysen der Gegenwart mit der lockeren Bezugnahme darauf zu verbinden, was viele andere bereits geschrieben haben, und denkt nicht daran, den Scholaren des «peer review» eine Stimme zu geben.

Drittens erkennt man gleichwohl die Philosophie daran, dass sie uns über den Zeitgeist erhebt. Niemand stellt das besser unter Beweis als Liessmann selbst.

Deswegen kommen die Tabus der politischen Korrektheit bei ihm nicht gut weg. Er hat sie als Dummheit durchschaut. Wiederholt hat er dargelegt, dass die umfassende Bildung uns dagegen immunisiert, die Bewegungen derer, die den Habitus des moralischen Auserwähltseins verinnerlicht haben, marionettenartig und ängstlich mitzuvollziehen. Bildung macht unabhängig vom Unsinn der Gegenwart.

Viertens ist es möglich, über die drängenden Probleme der Zeit zu debattieren, ohne eine Lösung parat haben zu müssen. Das ist vielleicht die wichtigste Lehre, die aus dem Philosophicum Lech zu ziehen ist. Über die Rezepte, die Politiker tunlichst umsetzen sollten, mag man in Alpbach reden. Aber jede Finalisierung auf eine praktische «Lösung» engt das Denken zu sehr ein. Das Leben ist nicht Problemlösen, es ist die denkende Emanzipation davon.

Das Philosophische Forum Lech ist Liessmanns Bayreuth. Sein Werk besteht nicht nur aus glänzend geschriebenen Büchern, sondern auch aus Denkauftritten und Interventionen. Es erschöpft sich nicht in bedruckten Seiten. Es besteht auch aus der Präsenz eines wachen Geistes.

Liessmann ist Lechs Richard Wagner. Er ist dies hochverdient, denn er ist eine Ausnahmeerscheinung, durch den die Philosophie in der breiten Öffentlichkeit wiederbelebt worden ist.